

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 265. Bromberg, den 18. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von **Nikolaus Wesel.**

(18. Fortsetzung.)

XVII.

Vor einer Stunde war Freese in seinem Berliner Heim angekommen, nachdem er vorher noch schnell den Arzt aufgesucht und seine Verletzung hatte nachprüfen lassen. Es war glücklicherweise alles in Ordnung gewesen und er hatte nunmehr ernsthaft versprochen, den Arm zu schonen.

„Ich habe übrigens gestern noch einmal bei Ihnen angerufen", erwähnte der Arzt. „Ich hielt mich für verpflichtet, Sie nochmals energisch zu warnen, aber Sie waren bereits fort. Ich sprach mit Ihrer Gattin."

„Die brauchte eigentlich nichts davon zu wissen!" gestand Freese. „Nun, schließlich macht es nichts."

„Es tut mir leid, aber das habe ich natürlich nicht ahnen können", entschuldigte sich der Arzt. „Sie war auch etwas erstaunt, kam mir vor."

„Hat nichts zu sagen, Herr Doktor! Jedenfalls besten Dank für Ihre Fürsorge!"

Nun war er zu Hause und doch nicht zu Hause, denn er dachte nicht daran, seinem Entschluß untreu zu werden, die Rolle Stuckering nicht weiter zu spielen und wieder ganz Freese zu werden. Hier gab es für ihn nichts anderes mehr zu tun als sein Bündel zu schnüren. Er mußte lächeln: er besaß nicht einmal ein Bündel, er besaß nichts, mit leeren Händen durfte er abziehen. Er war entschlossen, ganz reinen, sauberen Tisch zu machen.

Worauf wartete er eigentlich noch? Richtig, das hatte er sich auf der Herfahrt zurecht gelegt: auch in der Erbschaftsgeschichte mußte endlich mal Klarheit geschaffen werden. Sylvia mußte wissen, wie es darum stand, schon um der spekulativen großen Geschäfte willen, die Belzeff in Erwartung der kanadischen Millionen vorbereitete. Die Adresse des Nachlaßverwalters in Ottawa kannte er. Er rief das Fernamt an und gab ein Kabel mit bezahlter Rückantwort an ihn auf, worin er um umgehenden Bescheid bat, wie es um die Erbschaft stand. Längstens in einem Tag konnte er Antwort haben.

Mit Sylvia konnte er aber heute schon sprechen. Die Aussprache mit ihr nur nicht auf die lange Bank schieben! Und er wollte diesmal fest bleiben. Die Abrechnung war vorbereitet, eine kurze Anweisung an die Bank genügte, um Sylvia in den Besitz des ihr zustehenden Erlöses aus den Bilderverkäufen zu setzen. Vielleicht empfahl es sich auch, den wackeren kleinen Dr. Tieck ins Vertrauen zu ziehen. Der würde Sylvia besser beraten können als er.

Der Gedanke, daß sich nun sein Weg von dem Sylvias trennen mußte, war nicht leicht zu Ende zu denken. Er hatte fast das Gefühl, Verrat an Sylvia zu begehen durch seine Liebe zu Christa. Seit jener Nacht, wo er Sylvias Leben gerettet hatte, war er ihr geheimnisvoll verbunden, aber nun, wo er der Gegenliebe Christas versichert war, durfte er nicht länger in Sylvias Nähe bleiben.

Es war ja im Grunde ganz einfach, was jetzt zu geschehen hatte: er brauchte nur an die Türe zu gehen, die diesen Raum von dem Nachbarzimmer trennte und die jetzt, untertags, wohl unverschlossen stand, brauchte bloß zu öffnen, vor Sylvia hinzutreten und ihr offen zu sagen, wie die Dinge standen.

Also auf zu Sylvia! Freese klopfte an die Türe.

Keine Antwort! Er öffnete — das Zimmer war leer.

Er kehrte zurück und ließ den Diener kommen.

„Ist die gnädige Frau nicht zu Hause?"

„Nein, sie ist bald nach Tisch fortgegangen."

„Hat sie keine Nachricht für mich hinterlassen?"

„Nein."

Der Diener verschwand. Man mußte somit auf Sylvias Rückkehr warten. Noch eine kurze Galgenfrist, noch ein Stückchen Zeit gewonnen, die nur eine schwererträgliche Zeit der Harrens auf den Abschied war!

Freese war seltsam erregt und konnte der Versuchung nicht widerstehen, nochmals in Sylvias Zimmer hinüberzugehen. Es war ihm, als ob hier an allen Dingen ein Hauch ihrer selbst hafte. Auf einem Tischchen lag ein seidener Schal, den sie getragen. Er ließ den weichen Stoff durch die Finger gleiten. Als er den Schal wieder hinlegte, klirrte etwas. Er bückte sich und erkannte den Schlüsselbund, den er Sylvia gegeben hatte.

Im gleichen Augenblick schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: ehe er von hier fortging, wollte er Gewißheit haben, ob sie oben unter ihren alten Sachen Nachschau gehalten hatte. Ohne bestimmten Grund, es war nur einfache Neugierde.

Er nahm die Schlüssel an sich und ging hinauf ins Atelier und in die benachbarte Rumpelkammer. Er sperrte die Lade auf. Der ganze Inhalt lag wohlgeordnet da, unangetastet. Nur die zwei kleinen Metallplatten fehlten, der Beweis für Stuckerings Versuch, Banknoten zu fälschen.

Hatte er sie vielleicht beim Suchen übersehen? Er kramte nochmals alles durch, sie blieben verschwunden. Ob Sylvia von ihrem Vorhandensein bereits gewußt oder sie erst später entdeckt hatte, ließ sich nicht entscheiden. Jedenfalls hatte sie die Platten beiseite gebracht, wahrscheinlich vernichtet, damit nie ein anderer davon Kenntnis erhielt, daß Georg Stuckering versucht hatte, Dollarscheine herzustellen. Ob Sylvia eine Ahnung davon hatte, daß er, — Freese — die Platten seinerzeit entdeckt hatte? Wohl nicht. Mehr beschäftigte ihn der Gedanke, ob Sylvia schon zu Lebzeiten ihres Gatten von dessen verbrecherischen Versuchen gewußt und sie womöglich begünstigt hatte? Sein Gefühl wehrte sich fast leidenschaftlich gegen diese Möglichkeit.

Aber wozu grübelte er darüber? Es war doch lächerlich, sich über eine Frau den Kopf zu zerbrechen, die er in einigen Stunden verlassen sollte und die ihn in Wirklichkeit nichts anging. So wenig ging sie ihn an, als ob er nie von ihrer Existenz erfahren hätte. Binnen kurzem würde er wieder der stellungslose Architekt Arnold Freese sein,

der nach Berlin gekommen war, um hier Boden zu fassen, der irgendwo eine kleine Bude bezog und eine Beschäftigung suchte.

Man hörte jetzt leichte Schritte im Nebenzimmer, Sylvia mußte heimgekehrt sein. Freese pfiff leise vor sich hin, um seine Anwesenheit zu bekunden, vielleicht würde Sylvia herübersehen und dann konnte er ja gleich mit ihr alles besprechen. Statt dessen hörte er, wie leise der Schlüssel im Schlosse umgedreht wurde.

Freese wartete noch etwas, zögerte, dann pochte er kräftig an die Türe.

Sylvias Stimme antwortete: „Was ist?"

„Ich möchte Sie sprechen, Sylvia."

„Jetzt, hier?"

„Ja, hier! Ich glaube, wir sind hier am ungestörtesten."

Der Schlüssel wurde wieder umgedreht, sie erschien in der Türöffnung. Ein dunkles herabfließendes Abendkleid umhüllte sie eng und ließ sie noch größer erscheinen. Von dem Schwarz des Stoffes hob sich das leuchtende Blond ihrer Haare. Die Ebenmäßigkeit ihrer Gestalt bot sich makellos dar.

„Sie sind in großer Toilette?" fragte er überrascht.

„Ja, für das Abendessen." Sie merkte wohl, daß er sie bewunderte. Forschend ging ihr ruhiger Blick über ihn hin, dann lächelte sie ein wenig. „Sie kündigten doch an, daß Sie zurück sein würden?"

„Allerdings! Aber sind denn etwa Gäste . . .?"

„Niemand! Wer sollte denn kommen?"

„Ich . . . ich werde leider absagen müssen . . ."

Sie schien erstaunt: „Müssen Sie wieder fort?"

Plötzlich war er verlegen. „Nein! Oder eigentlich ja! Darüber wollte ich eigentlich mit Ihnen reden, Sylvia."

„Sie haben sich eine Verletzung zugezogen? Ein Arzt rief hier an."

„Ich weiß davon." Hatte sie sich um ihn gesorgt? Fast hatte es so geklungen.

„Außerdem fand man Ihren blutigen Anzug, an der Schulter durchbohrt . . ."

Er bemühte sich, das Abenteuer bedeutungslos erscheinen zu lassen. Ich habe einen leichten Stich an der linken Schulter davongetragen. Vorgestern nacht."

Sie schien nicht ganz beruhigt zu sein. „Und Sie sagten nichts davon? Ich hätte doch irgend etwas veranlassen können . . ."

„Vielen Dank, aber ich wollte keine Umstände machen, es ging auch so. Ich suchte selbst ärztliche Hilfe auf und ließ mich verbinden. Ich war sehr in Eile . . ."

Sylvia errötete. Oder täuschte er sich? „Sie haben ein junges Mädchen fortgebracht, Ihre Freundin, die neulich nachts hier war? Man klatscht nämlich hier im Hause und es läßt sich nichts dagegen tun, daß einem die Leute alles zutragen. Mir war es ein wenig unangenehm: ich stand da als bedauernswerte Frau, deren Mann sie hintergeht. Sie müssen sich etwas vorsehen!"

Freese biß sich auf die Lippen. War das ein Verweis? Dann: „Es tut mir leid, wenn ich Ihnen Verlegenheit bereitet haben sollte. Aber Sie werden einer solchen Gefahr künftig nicht mehr ausgesetzt sein, ich werde Sie von meiner Gegenwart befreien. Darüber wollte ich gerade mit Ihnen sprechen, Sylvia!"

Sie war sichtlich bestürzt. „Aber weshalb denn? Sie haben mich doch hoffentlich nicht mißverstanden? Nichts lag mir ferner, als Sie zu verletzen. Ich hätte ja nicht das geringste Recht, Ihnen Vorhalte zu machen, und ich habe es ja eigentlich nur scherzweise gemeint —"

Lachend beruhigte sie Freese, rasch versöhnt. „Aber Sie müssen einsehen, Sylvia, daß ich das ganze Komödienspiel auf die Dauer nicht ertrage. Ich will endlich wieder ich selber sein, endlich will ich wieder Klarheit und unbedingte Aufrichtigkeit in meinem Leben haben."

„Gut, ja, das kann ich wohl verstehen! Aber —"

„Kein aber! Sylvia. Gott sei Dank, nun sind Sie ja wieder gesund. Sie sind imstande, selbst zu handeln, Not werden Sie nicht mehr leiden müssen, es stehen Ihnen jetzt hinlänglich Mittel zur Verfügung, Ihr Bankkonto beträgt über achtzigtausend Mark. Hier sind die genauen Belege über die Bildverkäufe —"

„Sie wollen mich also jetzt wirklich im Stich lassen?" Dieser Gedanke schien Sylvia sehr zu erregen.

„Im Stiche lassen? Sie übertreiben, Sylvia! Ich bin doch jetzt ziemlich überflüssig. Die Geschichte mit dem falschen Stuckering würde über kurz oder lang doch aufkommen, warum sie also nicht heute schon liquidieren! Es ist doch niemand geschädigt worden, höchstens würde der wackere Herr Belzeff ein wenig enttäuscht sein —"

Sie schien auf seine Argumente nur mit halbem Ohr hinzuhören. „Sie vergessen nur eines: Ich habe Sie nun einmal als meinen Mann anerkannt. Sozusagen öffentlich! Wie würde ich nun mit einem Male dastehen, wenn herauskäme, daß Sie es gar nicht sind? Sie selbst würden davon vielleicht wenig betroffen werden, Sie verschwinden, tauchen unter, gehen vielleicht ganz fort von hier. Aber für mich ergeben sich wenig angenehme Folgen."

Freese war nicht sicher, ob sie ganz aufrichtig mit ihm war, ob das wirklich der einzige Grund war, weshalb sie sich seinem Gehen widersetzte. „Dann, Sylvia, wird Ihnen nichts übrig bleiben, als gleichfalls Berlin zu verlassen. Es gibt viele schöne Orte in Deutschland, wo man sich friedlich niederlassen kann."

Sie schien etwas erwidern zu wollen, aber sie unterdrückte es. Schließlich sagte sie niedergeschlagen: „Nein, das kann ich nicht! Ich muß hier bleiben."

„Das ist vielleicht nur Einbildung."

Fast heftig widersprach sie: „Nein, nein, ich habe Gründe dafür!"

„Welche?" Er begriff ihre Erregung nicht.

„Ich kann sie Ihnen nicht sagen. Jetzt noch nicht! Vielleicht später einmal."

Freese zuckte die Achseln. „Später? Das wird schlecht gehen: ich will mich ja heute empfehlen . . ."

Da griff sie unwillkürlich nach seiner Hand. „Nein, tun Sie es nicht! Ich bitte Sie darum! Ich brauche Sie, helfen Sie mir!" Sie stand dicht vor ihm und ihre Stimme klang wie beschwörend: „Sie werden mich für überspannt halten, aber — bleiben Sie!"

Er war auf diesen Ausbruch nicht gefaßt gewesen. Sylvias Nähe verwirrte ihn, er mußte an sich halten, um nicht eine Unüberlegtheit zu begehen, die er sicher sogleich hernach bereut hätte. „Ich verstehe Sie nicht", entgegnete er unsicher.

„Sie können mich nicht verstehen, aber bitte, fragen Sie mich nicht, ich könnte Ihnen jetzt keine Erklärung geben."

„Selbst wenn ich bleiben wollte — es wäre doch eine höchst unwürdige Rolle, die ich da spielte. Es fehlt doch jetzt, wo Sie wiederhergestellt sind, eigentlich jeder Vorwand, um meine Anwesenheit zu rechtfertigen."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Ist es unwürdig, einer Frau beizustehen, die in Bedrängnis ist? Ich bin es — mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

Freese kämpfte mit sich. Diesmal sprach sie aufrichtig, das glaubte er zu spüren, aber was verbarg sie? Irgendeine seelische Not? War es seine Bestimmung, an fremde Schicksale gekettet zu werden und nie seinen eigenen Weg gehen zu dürfen?

„Geben Sie mir wenigstens Bedenkzeit!" sagte er endlich. „Es kommt schließlich auf einen Tag mehr oder weniger nicht an. Aber Sie müssen das begreifen, Sylvia, es widerstrebt mir, dieses Drohnendasein weiterzuführen, ich habe keine Eignung dazu. Ich habe bisher immer mein Brot verdient, oder es wenigstens versucht."

„Gut, dann bringen Sie mir ein Opfer", bat sie lächelnd, überzeugt, daß er sich nicht länger weigern werde.

„Merkwürdiges Opfer", murmelte er besiegt.

Sie ließ ihn jetzt allein, mit der Aufforderung, sie am Abendtisch zu treffen.

Bald wurde er zu Tisch gerufen. Es wurde, wie sonst, feierlich stumm serviert. Zum Schluß, als sie sich erhoben, schob Sylvia schnell ihren Arm unter den seinen und so schritten sie ins Rauchzimmer.

„Was soll das?" fragte er erstaunt.

„Das bedeutet, daß man uns für ein zärtliches Ehepaar halten soll!" raunte sie ihm lächelnd zu. „Ich muß rehabilitiert werden."

„Ach so! Ja natürlich!" bestätigte er.

„Aber es genügt noch nicht, wir werden auch tanzen!" Und schon eilte sie zu seiner steigenden Verwunderung auf das im Zimmer stehende Grammophon zu, um eine Platte

aufzulegen. Es blieb ihm nichts übrig, als Folge zu leisten und mit Sylvia zu tanzen.

„Ist das nicht etwas übertrieben?" meinte er belustigt.

„Es ist notwendig, wegen des Personals! Kostet es Sie eine so große Überwindung?"

„Durchaus nicht! Sie tanzen wundervoll. Nur, wissen Sie — ich komme mir jetzt schon beinahe vor wie ein Schauspieler."

Sylvia lachte: „Einverstanden! Wenn kein Publikum dabei ist, können wir uns ruhig wieder abschminken."

(Fortsetzung folgt.)

Richard Dehmel.

Zu seinem 70. Geburtstage am 18. November.

Von Werner Lenz.

Wenn man Dehmel in seiner dichterischen Größe und in seiner patriotischen Herzkraft zugleich an einem seiner besten Stücke kennen lernen will, so wähle man zu diesem Behuf sein Gedicht „Anno domini 1812"! Die Schilderung einer der eisigen Fluchtnächte Napoleons ist so wahr, so ergreifend, die Darstellung des fliehenden Kaisers so schicksalsgroß, das Raunen der einsamen Umwelt, das ächtende Urteil seitens des von dem Korsen mit Blut und Brand befleckten Rußlands ist so phrasenlos schlicht und unerbittlich, daß Mythe und Geschichte sich zu jener Harmonie einen, die das höchste Kunstwerk und das größte Zeitgeschehen zum überzeitlichen Ewigkeitswerte erhebt.

„Den Kaiser schauert.
— Durch die leere Ebne irrt sein Blick:
über Rußlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände,
glänzt der dunkelrot gekrümmte Mond,
eine blutige Sichel Gottes!"

Wie Dehmels poetisches Feingefühl bei aller Fülle der Phantasie mit den sparsamsten Mitteln zu arbeiten versteht, so ist auch sein Patriotismus reich und sparsam. Nie ist er „Hurrapatriot", eher das Gegenteil davon, „doch dem Volke schlug sein Herz"! Seine Dichtung ist wahr, weil sie erlebt ist — man sagt dazu „mit Herzblut geschrieben" — und seine Bildung an Volk und Heimat ist deshalb unzerreißbar, weil das stärkste Band ihn an jene einheitliche Zweiheit knüpft: selbstlose Liebe! Richard Dehmel hat diese Liebe nicht nur mit dem Worte seiner Dichtung ausgesprochen, sondern auch mit der mannhaften Tat seines seelebelebten Leibes bewiesen und dargetan. Er zog als 51jähriger Kriegsfreiwilliger ins Feld! Sein Kriegstagebuch zeigt uns den kritischen Patrioten Dehmel, der nicht einfach lobt, was mächtig und modern ist, sondern der tadelt, was gebessert werden kann und muß! Aber er bleibt nicht bei der Kritik stehen, sondern er bejaht das Bejahenswerte! So schreibt er:

„Das Hauptziel des Kampfes ist herrlich und heilig; denn wir wollen den Frieden auf Erden schaffen, allen Menschen zum Wohlgefallen. Wir sind humaner als die anderen Nationen, wir haben mehr Zucht und Sitte im Leibe, mehr Geist und Gemüt und Phantasie, daher auch mehr Mitgefühl mit fremder Art. Also haben wir auch ein adliges Recht auf die Weltherrschaft unseres Geistes."

Zeigen diese Worte schon, wie „aktuell" Dehmels Gedanken sind, so beweist es fast noch mehr jener kurze Ausspruch:

„Man erfährt beim gemeinsamen Waffendienst, wie das Gemeinschaftsgefühl jede Einzelkraft steigert und dadurch auch das Selbstgefühl hebt. Das Heer soll eine soziale Schutztruppe sein."

Ist das nicht alles Gedankengut, das zu dem Besten gehört, was heute deutsche Herzen erfüllt? Daß ein dichterisches Gemüt, das aus seinem Volkstume Nahrung zieht, sich besonders liebevoll der Kinderseele zuwendet, ist zu selbstverständlich, um es begründen zu müssen. Und so trifft Richard Dehmel den Ton des kleinen Kindes wie auch besonders den des heranwachsenden Knaben sehr gut. Allerliebst ist der Cyklus von Knabenphantastereien über die Frage: „Was will ich einmal werden?" Und der Wunsch, sich heldisch betätigen zu können — im bürgerlichen Berufe oder im sonstigen Schaffen —, ist echtdeutsche Knabennatur. Auf alle Fälle aber ist das Ziel, „ein ganzer Mann und dann vielleicht ein ganzer Held zu werden!" Aber wer ist denn eigentlich ein Held gewesen?

„Ich trage in meinem Herzen
manch eines Mannes Bild,
der so beherzt war, daß er uns
als großer Held nun gilt:
Wilhelm Tell, König Fritz und Herr Jesus!"

Überhaupt ist auch Dehmel da am meisten Dichter, wo er naiv ist! Sein herrlicher stark gedanklicher Roman in Romanzen „Zwei Menschen" birgt doch bei allen ragenden Höhen und unermeßlichen Tiefen viel Schlacken, die seltsam zu den echten Edelsteinen in ihm kontrastieren. Besonders wo er „modisch-technisch" empfindet, gelingt es ihm nicht, Banalitäten und gar Abgeschmacktheiten zu vermeiden. Aber was tut das bei der sonstigen Fülle poetischer Schätze, die er aus seinem weltenweiten Herzen zutage gefördert und uns hinterlassen hat! „Wir Welt!" Kosmisch empfindet er die Welt in sich ruhend und sich selbst der Welt eingeordnet. „Schöne, wilde Welt!" Er verachtet die Sentimentalität und ersetzt sie durch Vollgefühl! Dehmel kommt deshalb auch nie zur Entsagung, zum Dulden, sondern immer ist er Kämpfer! Kämpfer zumal mit sich selbst! Selbstzucht verlangt er von sich und andern: „Mensch, du sollst dich selbst erziehen!" Und „Persönlichkeit zu werden" fordert er vom geistigen Menschen in erster Linie: „Sei du!" So nur kann dem Volke echtes Führertum erwachsen! Und ums Volk geht es ihm, wie seine zahllosen echtsozialen und warmherzigen Arbeiterlieder zeigen! Vom deutschen Geist und seiner Kraft singt Dehmel:

„Mit einem Märchenlachen
heller Verwegenheit
hörst du, Volk, ihn erwachen, —
o Geist der Herrlichkeit!"

Und auch der Natur ist der Mensch und der Dichter Dehmel nahe! Man lese sein schönes Sommerabendlied:

„Die Rosen leuchten immer noch,
die dunklen Blätter zittern sacht"

oder

„Liegt eine Stadt im Tale!"

Es ist unmöglich, Dehmels zu gedenken, ohne sich an seine Liebesdichtung zu erinnern. Gewiß, sie mag manchmal brutale Züge aufweisen und auch hier und dort als zu „indskret" abzulehnen sein. Dehmels Eros ist sehr unzimperlich, aber er ist stark und wahr, deshalb nie schleichend-lüstern. Und das Bekenntnis zu seinen Sinnen schützt ihn vor dem Vorwurf der Sucht nach Sensationen! Dehmel ist der Mann deutscher Offenheit, mag seine Dichtung nun Liebe, Volk, Vaterland, Gott, Tier oder Kind umgreifen! Und um dieser seiner bekennenden Wahrheitsliebe willen wollen wir Richard Dehmel einen Platz neben den besten Künstlern und Patrioten des deutschen Volkes anweisen!

*

Lebensdaten.

Richard Dehmel wurde am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf geboren. Er besuchte ein Berliner Gymnasium und studierte nach bestandener Reifeprüfung in Berlin und Leipzig Philosophie, Naturwissenschaften und Nationalökonomie. Seine Doktordissertation war eine Arbeit über das Versicherungswesen. Er war nach der Promotion acht Jahre lang Sekretär einer großen Versicherungsgesellschaft. Nachdem 1893 sein erstes Buch erschienen war, folgten bald weitere lyrische Werke, „Aber die Liebe" 1893 und „Lebensblätter", „Weib und Welt" 1895 und 1896. Die Beamtentätigkeit gab Dehmel 1895 auf und lebte als freier Schriftsteller in Blankenese bei Hamburg.

1899 verließ Dehmel seine erste Gattin, Paula Dehmel, mit der zusammen er das entzückende Kinderbuch „Fitzebutze“ herausgegeben hatte. Das Erlebnis, das seine Ehe zerstörte, fand seinen literarischen Niederschlag in einer epischen Dichtung „Zwei Menschen“, die 1903 vollendet wurde. Dazwischen liegt ein dramatischer Versuch Dehmels, „Der Mitmensch“, ein stark von Nietzsche beeinflußtes Werk. 1906—1909 erschien eine zehnbändige Ausgabe der Dichtungen Dehmels, für die er einige seiner Werke erheblich umarbeitete. 1911 entstand die Komödie „Michel Michael“, 1913 ein weiterer Gedichtband „Schöne wilde Welt“.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war Dehmels Einstellung ohne jede weltanschauliche Bindung, sozial und einfach auf menschlicher Basis fußend. Der Krieg, den er als Freiwilliger mitmachte, verwandelte ihn in einen vaterländischen Dichter, dem wir eine Fülle scharf gesehener Kriegsbilder verdanken, zum größten Teil in dem Kriegstagebuch „Zwischen Volk und Menschheit“ enthalten.

Am 8. Februar 1920 starb Dehmel an den Folgen einer im Kriege entstandenen Venenentzündung. Die nach seinem Tode von seiner zweiten Frau Ida Dehmel herausgegebenen „Ausgewählten Briefe“ offenbaren mehr als seine sämtlichen Werke die Größe und tiefe Bedeutung des Dichters. Aus ihnen, wie auch aus den 1926 ebenfalls aus dem Nachlaß herausgegebenen „Bekenntnissen“ spricht der Mensch Dehmel, der dem deutschen Volke viel zu sagen hat, was er als Dichter nur einer kleinen Masse Verständnisvoller vermittelte. S. B.

---

18 Mädchen wollen 17 Seeleute heiraten.

Mit einem der kleinen Südamerika-Dampfer, die es nicht allzu eilig haben, reisen in diesen Tagen 18 dralle estnische Mädchen gen Peru. Sie streben dieses ihnen traumhaft scheinende Land an, um dort jene braunhäutigen Seemänner zu heiraten, die kürzlich ihr Herz betörten und die ihnen die Hochzeit versprachen, wenn sie einmal nach Peru kämen. Da sind sie nun unterwegs. Eins zuviel allerdings. Denn es wird versichert, daß nur 17 Seeleute den netten, estnischen Mädchen die Ehe versprachen, daß aber 18 Mädchen an Bord sind, da einer der Don Juans gar zwei der verwirrten Töchter Estlands mit seinen Worten in kuriosem Kauderwelsch seiner Ehebereitschaft versicherte.

Als zurzeit der russischen Revolution die europäischen Mächte im Baltikum eingriffen, beglückten die Engländer die Esten mit zwei uralten Zerstörern, die wiederum einst zur kaiserlichen russischen Flotte gehört hatten. Der Unterhalt dieser alten Kähne war teuer. Nützlich konnten sie auch nicht sein. Nun, wenn etwas gar nicht mehr zu gebrauchen ist, dann verkauft man es recht teuer. Die Agenten der internationalen Rüstungs-Alt-Industrie brachten in Erfahrung, daß Peru ein paar Zerstörer für die Küste suchte. Man machte Offerte, man wurde schnell einig. Und schon fuhr eine Schar peruanischer Seeleute nach Reval, um hier die Zerstörer zu übernehmen.

Drei Tage waren sie nur in dieser nördlichen Stadt. Aber in diesen 72 Stunden flogen ihnen alle Herzen zu. Zwei der leichtherzigen Peruaner machten mit ihren Bräuten sogar eine Autofahrt, ließen die Zerstörer abfahren, konnten das Auto nicht bezahlen, wurden durch ihre Bräute ausgelöst und abgeschoben. — Kurzum, es waren tolle Geschichten mit den Peruanern in Reval.

Allen Europäern, die der christlichen Seefahrt verschrieben sind, werden sich die Haare zu Berge sträuben, wenn sie hören, daß die Zerstörer noch immer nicht in Peru sind. Pessimisten behaupten, es stünde zu erwarten, daß sie sogar nach den Bräuten aus Reval dort landen werden. Böse Zungen versichern nämlich, daß die Peruaner, die die Zerstörer holen sollten, mehr von der Liebe verstehen, als von der Seefahrt. Vor acht Wochen fuhren sie in Reval ab, vor fünf Wochen in London. Und in diesen Tagen ging ein Kabeltelegramm von Lissabon über den Atlantik nach Peru, adressiert an die Admiralität der peruanischen Flotte und enthaltend die Bitte, jemanden über das große Wasser zu schicken, der sich auf große Fahrt verstünde; denn das Wetter sei so schlecht und Peru so schrecklich weit. — Die 18 Mädchen, welche die 17 peruanischen Seeleute heiraten wollen, werden wohl so um Weihnachten im Lande ihrer Bräutigame eintreffen. Aber ob die Bräutigame dann auch schon daheim sind, das ist eine andere Frage. Wenn es über all diesen Fragen und gebrochenen Herzen nur keine diplomatischen Verwicklungen gibt zwischen Estland und Peru . . .



Rätsel-Ecke



Buchstaben-Rätsel.

Den Wörtern: Geste, Liter, Riff, Hinz, Bad, Saat, Acht, Laube und Liste ist je ein Buchstabe an- oder einzugliedern, um neue Wörter herzustellen. Sind es die richtigen Wörter, so ergeben die neu hinzugenommenen Buchstaben aneinandergereiht ein neues Wort.

*

Scherz-Rätsel.

Zwei Verlobte; Elli v. Gez und Erich Horst mit Namen, haben sich ververmählt. Wer ist nun der erste, der bei ihnen zu Besuch gekommen ist? Das eben soll der Leser herausfinden. Und zwar ist aus den Buchstaben der beiden Leute die Berufsbezeichnung des Besuchers zusammenzustellen.

*

Scherzfrage.

Was bleibt übrig, wenn man drei Heringe von fünf Heringen abzieht?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 259.

Auflösung der Verschiebungs-Aufgaben:

```
     P A R A D I E S
           E I S B ä R
       S C H E V E N I N G E N
           Z W E R G T A N N E
     S C H L A N G E N B A D
             R O H R D O M M E L
   F R ü H S T ü C K
             B E G R ü N D U N G
           L U D W I G
 K I C H E R E R B S E
         G E G E N G I F T
```

Die Wartburg — Sängerkrieg.

*

Auflösung des Broschen-Rätsels:

```
      D
    T r L
  K a o o A
B u s s t a g
  h s s t l
    e e e
      l
```

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.